

Leseprobe



Herbstmondbrücke
(Roman)

ab 16 Jahren

ISBN 979-8-86-716922-0

Impressum

1. Auflage 11/2023
Copyright © 2023 Sandra Mahn

Autor: Sandra Mahn
Anschrift: Platz des Friedens 2, 01705 Freital, Germany
E-Mail: info@sanmahpicture.de
Instagram, X: [@SanmahPicture](https://www.instagram.com/SanmahPicture)
Umschlaggestaltung, Illustrationen: Sandra Mahn (SanmahPicture)

ISBN: 979-8-86-716922-0
Imprint: Independently published

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt und darf ohne ausdrückliche Zustimmung des Autors nicht vervielfältigt, weiterverkauft oder weitergegeben werden.

Alle in diesem Roman vorkommenden Personen, Schauplätze, Handlungen und Ereignisse sind frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten oder lebenden oder verstorbenen Personen sind rein zufällig. Autor etc

„Ein Herbstmorgen. Die Sonne lässt sich nicht blicken, das Thermometer zeigt irgendwas knapp über 0°C und es schüttet wie aus Kübeln. Typisch Herbst! Zu allem Überfluss rutscht man beim morgendlichen Sprint zum Bus auf dem Laubhaufen aus, dessen wunderschöne Farbenpracht man im Sonnenschein des Vortages noch bewundert hatte. Die Lieblingsjeans ist nach der Bekanntschaft mit dem Bürgersteig als destroyed bei Vinted zu beschreiben. Nun endlich an der Haltestelle angekommen, darf man den motivierten Busfahrer beobachten, der überpünktlich das Vehikel zurück in den Verkehr einordnet. Die Rücklichter des Busses sind ein wahrhaft wunderschöner Anblick, kennt man den Fahrplan und ist sich der Tatsache bewusst, mit der nächsten Linie niemals pünktlich zum Unterricht zu erscheinen und den Regenschirm auf dem Küchentisch liegen gelassen zu haben. Aber deswegen lässt man sich die gute Laune nicht verderben. Die Regentropfen auf den Straßen, gespeist von den Scheinwerfern der Autos, sehen wie märchenhaft glitzernde Spuren eines sagenhaften Einhorns aus, dass einem die Schattenseiten der dritten Jahreszeit vergessen lässt. – Ich danke für eure Aufmerksamkeit, nehme die 1, Frau Klemes, dankend entgegen und setze mich zurück auf meinen Platz.“

Die Lacher sind auf meiner Seite. Ich bin der festen Überzeugung, meinen Jahreszeiten-Aufsatz grandios vorgetragen und meine Sache gut gemacht zu haben. Blöd nur, dass meine Lehrerin, Frau Klemes, nicht mal weiß, wie Humor geschrieben wird.

„Kay Konrad“, faucht sie und ihre schmale Brille rückt auf der buckligen Nase nach vorn. Zusammen mit den grauen Haaren und dem Dutt sieht Frau Klemes älter als meine tote Oma aus.

„Nicht nur, dass du wieder einmal eine halbe Stunde zu spät bist...“ Sie klaut mir das feuchte Blatt mit meinen fabulösen Formulierungen aus den Händen und schaut es an, als wäre es ein ekliger Frosch. „Den Aufsatz, für den ihr eine Woche lang Zeit hattet, hast du kurz vor dem Unterricht lieblos auf das Blatt gekritzelt! Es ist zerknickt, durchnässt und die Tinte verschwommen!“

„Umso wahnsinniger meine Leistung, den Aufsatz trotz des herbstlichen Schriftbildes fließend vortragen zu können, Frau Klemes. Außerdem wissen Sie doch, wie es mit der Kreativität so ist. Sie kommt und geht wann sie will. Meine wollte während der Wartezeit und inspiriert vom glitzernden Einhorn-Asphaltstaub für die Ewigkeit auf diesem Blatt Papier gebannt werden. Wer bin ich, mich der göttlichen Fügung zu widersetzen?“

Meine Klassenkameraden lachen wieder. Ich bin der Klassenclown, auch ohne rote Nase und zu große Schuhe. Meine wilden blonden Haare und der dürre schlaksige Körperbau mit der dichten Körperbehaarung in Spe fügen sich gepaart mit meinem humorvollen Wortkreationen wunderbar in diese Rolle ein. Blöd nur, dass Frau Klemes wie schon erwähnt mit dem Humor auf Kriegsfuß steht. Vielleicht hat sie Angst, ihr Gesicht verliert die Verbitterung, wenn sie einmal lacht.

„Kay Konrad“ – Ich hasse es, wenn jemand meinen vollen Namen sagt. Da bekomme ich Gänsehaut. „Du wirst heute solange nachsitzen, bis ich einen ordentlichen Aufsatz von dir auf meinem Schreibtisch habe!“

Mir juckt die Zunge. Kennt ihr vielleicht. Wenn man etwas sagen will, aber genau weiß, dass man es besser lassen sollte, es aber trotzdem unbedingt raus möchte. Das hat mich schon sehr oft in Schwierigkeiten gebracht.

Im Kindergarten juckte sie das erste Mal. Ein Mädchen aus meiner Gruppe ekelte sich vor Fröschen. Ich fragte sie, ob sie da trotz ihrer Froschaugen in einen Spiegel sehen könnte, ohne zu kotzen. Sie heulte und ich bekam Ärger.

In der Grundschule ging das Jucken weiter. Besonders schlimm war es, als uns die Deutschlehrerin erklärte, was Sarkasmus ist. Wir sollten uns ein sarkastisches Beispiel überlegen. Ich hatte ein wunderschönes und kam auch sofort dran. Ich sagte, dass ihr viel zu kleiner Rock ihren Hüftspeck unschlagbar in Szene setzen würde. Das Resultat war ein zweiseitiger Brief mit den Worten: „Es tut mir sehr leid, Sie beleidigt zu haben. Ich schäme mich und werde zukünftig über meine Wortwahl genau nachdenken.“ Ich wollte noch ein Schweinchen darunter malen, um ihr zu zeigen, dass Speck süß sein kann. Aber ich widerstand.

Die wenigsten Menschen besitzen Humor. Ab da lernte ich, mit dem Zungenjucken umzugehen. Hier und da gab es noch Ausrutscher, wie zum Beispiel, als mich in der sechsten Klasse die Heidi

aus der Parallelklasse küssen wollte und ich den Spinat zwischen ihrer Zahnsperre entdeckte. Ein Glück, ich hasse nämlich Spinat. Wenn das Grünzeug mit ihrem Speichel in meinen Mund gekommen wäre, Prost Mahlzeit. Sie fand meinen gutgemeinten Hinweis: „Geh dir erstmal die Zähne putzen“ leider abtörnend und gab mir eine Ohrfeige, bevor sie heulend davonlief. Jetzt bin ich in der achten Klasse – vierzehn und reif – reif für die erste Liebe, den ersten Kuss und das erste Mal. Blöd nur, dass man als Klassenclown bei den Mädels so gar nicht ankommt. Die Rowdys und Sportler haben es deutlich leichter als ich begabter Wortjongleur der Marke Milchbubi.

„Kay, du darfst dich wieder setzen“, sagt Frau Klemes und holt mich zurück ins Klassenzimmer. Das Zungenjucken ebbt ab. Ich seufze, nehme meinen Aufsatz zurück, den sie mir fast schon angeekelt hinhält, und ziehe mich zurück. Mein Banknachbar, Felix Pattsche – ein dürrer Nerd, der alle Marvelfilme in richtiger Reihenfolge auswendig kennt, hält den Daumen hoch und grinst mich an.

„Like, Kay. Geiler Vortrag!“

„Felix, du bist der Nächste!“, schrillt es sofort von vorn und die bittere Realität des humorlosen Deutschunterrichts bläst den glitzernden Einhornstaub davon und tötet sämtliche Kreativität.

In der Pause belehrt mich Felix, mein verletztes Knie von dem Sturz heute Morgen im Arztzimmer sauber machen zu lassen.

„Du bekommst noch eine Blutvergiftung“, warnt er. Sein Vater ist Arzt und Felix ist mega stolz, dass sein Alter täglich Menschen das Leben rettet. Er möchte später auch mal Arzt werden und meint es bereits jetzt schon sehr gut mit seinen medizinischen Ratschlägen.

„Sorge dich lieber um meine Lieblingsjeans. Das Loch ist irreparabel.“

„Kauf dir halt eine neue. Die Alte ist dir eh viel zu kurz“, sagt er und beißt vom Sandwich ab. Seine Mutter macht ihm die jeden Tag in dreifacher Ausführung: einmal Marmelade, einmal Nutella, einmal Wurst und Käse. Das mit Marmelade bekomme ich. Er selbst hasst das Zeug. Gut für mich.

„Klamotten sind teuer“, sage ich.

„Na und? Dein Alter bekommt Kindergeld. Der muss dir Klamotten kaufen.“

„Ich frag ihn, wenn er mal wieder zu Hause ist. Gibst du mir die Banane?“

Felix reicht mir das gewünschte Obst.

„Wenn du willst, kannst du nach der Schule mit zu mir kommen. Meine Mama kocht heute Lasagne. Die magst du doch.“

„Oh, klingt super, aber leider muss ich Frau Klemes noch meinen Aufsatz abliefern.“

„Ach, stimmt. Klar. War mir schon wieder entfallen. Schreib den doch jetzt schnell. Dann musst du nicht nachsitzen.“

„Du weißt, wie sie ist. Wenn ich das in der Pause mache, lässt die mich einen komplett neuen schreiben, um mich für mein Fehlverhalten zu bestrafen. Aber du kannst auf mich warten und wir gehen zusammen zu dir nach Hause, um die Köstlichkeiten deiner Mama zu genießen.“

Felix lacht und boxt mir gegen die Schulter.

„Du würdest ohne mich verhungern, Kay.“

„Ohne deine Mama“, zwinkere ich zurück und nehme noch einen Bissen von dem Marmeladensandwich.

„Vielen Dank, die Lasagne war wunderbar!“, sage ich zu Frau Pattsche, nachdem ich mich von Felix verabschiedet habe. Sie freut sich wie immer über das Kompliment und ich trete den Heimweg an. Es hat mittlerweile aufgehört zu regnen, dafür schmerzt mein Knie. Alles nur wegen

dem verdammt nassen Laub von heute früh. Ärgerlich. Wenigstens erwische ich diesmal pünktlich den Bus. Ich finde sogar einen freien Sitzplatz. Schnell bin ich zu Hause. Felix und ich wohnen nicht weit auseinander, obwohl wir in total unterschiedlichen Gegenden zu Hause sind. Unsere Wohnung besteht aus drei Zimmern und liegt in einem wirklich widerlichen Hochhaus im Stadtkern, während Felix mit seinen Eltern in einem noblen Einfamilienhaus im besten Stadtbezirk leben darf. Ich frage mich manchmal, wieso er mit mir befreundet ist. Doch wenn ich zu lange darüber nachdenke, fühle ich mich scheiße, deswegen schiebe ich solche Gedanken schnell weg und genieße den Moment.

Daheim sitzt mein Papa vor der Glotze. Es ist selten, dass ich ihn zu Hause antreffe. Er ist meistens unterwegs und trifft sich mit seinen anderen arbeitslosen Kumpels in ihrer Stammkneipe. Als ich jünger war, musste ich immer mit. Eine Nachbarin hatte sich mal beschwert, dass er seine Aufsichtspflicht verletzen würde, weil ich im Winter frierend vor der verschlossenen Haustüre gesessen bin, während er saufen war. Aus Angst, die stecken mich ins Heim und er bekommt kein Kindergeld mehr, hat er mich nach der Grundschule immer mit in die Kneipe geschleppt. Seitdem habe ich eine Aversion gegen betrunkene, rauchende Männer.

Als ich meinen Vater vor dem Fernseher sitzen sehe, überlege ich kurz, ihn nach Geld für eine neue Hose zu fragen. Diesmal juckt meine Zunge nicht. Mein Mund ist trocken. Papa kann sehr gereizt sein, wenn er gesoffen hat und ich Geld will. Er schlägt mich nicht oft, aber so eine Kombination würde mir mehr als nur ein blaues Auge einhandeln.

„Hallo Steve“, begrüße ich ihn. Ich darf ihn nicht Papa nennen, weil er seinen eigenen verabscheut und nicht will, dass wir so eine verkorkste Vater-Sohn-Beziehung pflegen wie er mit seinem Alten. Was für eine Ironie.

Er hebt müde die Bierflasche, die an seiner rechten Hand offensichtlich festgewachsen ist. Es reicht nicht mal für ein ausgesprochenes *Hallo* für mich. Dabei haben wir uns drei Tage lang nicht gesehen. Ich will mich nicht über seine Gleichgültigkeit ärgern. Dass ich ihm nicht wichtig bin, habe ich schon lange akzeptiert. Trotzdem will ich mit ihm reden. Wenn schon keine neue Hose, dann wenigstens ein voller Kühlschrank. Sollte ja auch in seinem Interesse sein, schließlich kann er sich nicht nur von Bier ernähren.

Darauf bedacht, ihn nicht zu stören, setze ich mich neben Papa auf die Couch. Er schaut Nachrichten. Ich lehne mich erschöpft zurück. Mein Knie pocht. Schürfwunden schmerzen mehr als Knochenbrüche, habe ich gerade das Gefühl.

„Warst du wieder unterwegs?“, versuche ich ein Gespräch zu beginnen. Papa rülpst laut und ich rieche den widerlichen Biergeruch aus seinem Mund.

„Was sonst“, knurrt er.

„Warst du zufällig einkaufen? Ich würde uns was zum Abendessen machen.“

„Seh ich so aus, als hätte ich 'ne Bank überfallen?“

„Ich dachte nur... Der Monat hat erst angefangen und da sollte das Geld vom Amt drauf sein.“

„Pff! Gar nichts ist drauf“, motzt er.

„Haben sie nicht bezahlt?“

„Pah!“ Er tritt gegen den Couchtisch, den es gleich bedrohlich Richtung Fernseher schiebt. Ich bin ganz schnell auf meinen Beinen und bringe einen gesunden Abstand zwischen uns.

„SCHEISS BEHÖRDEN!“, brüllt Papa und die leere Bierflasche fliegt in die Ecke. Ich renne in mein Zimmer und verschließe die Tür. Zur Sicherheit lehne ich mich mit dem Rücken dagegen. Mein Herz rast. Ich hasse es, wenn Papa so ist. Ich habe Angst vor ihm. Es ist schon schlimm, dass er so eine Enttäuschung ist und sich einen Dreck um mich schert, aber wenn dann noch die Angst vor Prügel dazu kommt, wäre ich manchmal doch lieber im Heim. Aber Papa beruhigt sich diesmal recht schnell. Ich höre die Haustür ins Schloss knallen und weiß, dass ich wieder aus dem Zimmer kommen kann. Kurz überlege ich, ob ich die Scherben der Bierflasche aufkehren will. Ich entscheide mich dagegen. Die Bude ist versifft. Da passen die Scherben wunderbar ins Ambiente.

Es vergehen paar Wochen, in denen ich Papa nicht zu Gesicht bekomme. Es wirkt manchmal so, als wäre er in der Wohnung, wenn ich in der Schule bin, aber das kann auch Einbildung sein. Vielleicht haben es sich die Ratten bei uns bequem gemacht und verteilen den Müll anstatt meines Vaters. Als ich jedoch eines frühen Morgens aufwache und das Licht einschalten will, hört der Spaß auf. Es bleibt finster. Mit der Handytaschenlampe arbeite ich mich in den Flur vor. Doch auch beim Drücken dieses Schalters bleibt es dunkel. Dass zwei Glühbirnen gleichzeitig kaputtgehen, halte ich für unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich. Daher teste ich die Lampe in Papas Zimmer. Doch auch die bleibt finster. Im Bad brennt auch kein Licht. Als ich Zähneputzen will, im Schein der Handytaschenlampe, muss ich nach kurzem Wassertröpfeln feststellen, dass auch der Hahn streikt. So langsam kommt mir ein böser Verdacht. Notgedrungen spucke ich die Zahncreme ohne Mundausspülen aus und verkneife mir den Toilettengang, bis ich in der Schule bin.

„Siehst fertig aus“, stellt Felix fest, als ich im Klassenzimmer aufkreuze. Ich erzähle ihm von meinem Morgen und er zieht dieselbe Schlussfolgerung wie ich.

„Dein Alter hat die Miete und den Strom nicht bezahlt.“

„Das übernimmt aber das Amt“, sage ich, als mir plötzlich Papas Wutausbruch von neulich in den Sinn kommt. „Fuck.“

„Was?“

„Die haben ihn bestimmt sanktioniert, weil der keine Bewerbungen schreibt.“ Mir wird ganz elend. Ich blättere wild durch den Kalender im Handy.

„Ein Monat?“, fragt Felix, der mich beobachtet.

Ich nicke und muss schwer schlucken.

„Vor einem Monat ist er ausgerastet und seitdem nicht mehr aufgetaucht.“

„Denkst du, der hat dich sitzen lassen und ist abgehauen?“

„Ich weiß nicht...“

Mein Fuß wippt nervös. Felix sagt etwas zu mir, aber in meiner Angst kann ich ihm nicht zuhören. An Schule ist gerade auch gar nicht zu denken. Hals über Kopf schnappe ich mir meinen Rucksack zum Vorklingeln.

„Sag bitte, mir geht's nicht gut“, rufe ich Felix zu, bevor ich aus dem Klassenzimmer stürme und die Schule verlasse. Ich kann den ganzen Weg bis zu Papas Kneipe nicht klar denken. Mich plagen Sorgen, er hätte mich wirklich verlassen. Das einzige Gegenargument ist, dass er in dem Fall freiwillig auf die 250 EUR Kindergeld pro Monat verzichten würde und das nicht zu Papa passt.

In der Kneipe stinkt es wie immer nach Zigarettenrauch und Alkohol.

„Für Knirpse kein Zutritt!“, meckert der Besitzer, als er mich zur Tür hereinkommen sieht.

„Ich suche Steve“, sage ich und versuche taff rüber zu kommen. Aber mein ganzer Körper zittert und ich würde am liebsten losheulen.

„Was willst du von Steve?“

„Ich...ich bin sein Sohn und bei uns zu Hause gibt es kein Wasser und keinen Strom mehr. Ich hab ihn schon vier Wochen nicht gesehen und- ...“

„Plaudre doch noch mehr aus dem Nähkästchen, du Idiot!“

„Papa!“ Ich entdecke ihn in der dunklen Ecke rechts bei den Toilettentüren. Er sitzt allein an einem Tisch und nippt am Bier. Seine Haare hängen ihm fettig ins Gesicht und er stinkt, aber ich muss ihn trotzdem umarmen. Die paar Tränen, die mir in den Augen stehen, zwinkere ich weg.

„Du Schwuchtel, geh weg“, knurrt Papa und drückt mich zurück. Ich setze mich zu ihm an den Tisch. In mir drin herrscht Gefühlschaos. Ich weiß nicht, was ich ihn zuerst fragen soll. Aber eines weiß ich ganz sicher. Es liegt auf der juckenden Zunge.

„Lass mich bitte nie allein, Steve. Bitte.“

Er knurrt und sieht weg. „Ich bin doch nicht deine Schlampe von Mutter.“

Ich übergehe den Kommentar und versuche Ordnung in meine Gedanken zu bekommen, aber Papa bringt alles wieder durcheinander.

„Hast gemerkt, dass das scheiß Amt die Bude kaltgestellt hat, was?“, fragt er.

„Warum haben sie das?“

„Weil das ein verdammtes Drecksland ist!“, motzt Papa laut und ein paar der Gäste erheben zustimmend ihre Gläser. „Haben mir das Geld gestrichen, nur weil ich mich weigere, anderen die Scheiße vom Arsch zu lecken!“

„Jo, Drecksbehörden!“

„Alles Sklaventreiber!“

„Verdammt sein sollen diese Bastarde!“

Ich bekomme es wieder mit der Angst zu tun. Ohne Sozialhilfe sind wir obdachlos und da wird meine immer noch kaputte Hose die geringste Sorge sein.

„Was wird jetzt passieren? Muss ich ins Heim? Lebst du jetzt auf der Straße?“

„Du gehst in kein Heim“, sagt Papa. „Die 250 lasse ich mir nicht auch noch nehmen.“

„Aber wo sollen wir wohnen? Wenn die uns den Strom und das Wasser abgestellt haben, werden die uns auch zwingen, auszuziehen!“ Meine Stimme wird hysterischer. Ich brauche dringend irgendeine Sicherheit, um nicht auf der Stelle Atemnot wegen Hyperventilieren zu bekommen. Nur ist Papa leider die falsche Person, um Sicherheit zu vermitteln.

„So schnell kriegen die uns da nicht raus“, sagt er. „Da legen die sich mit dem Falschen an!“

Ich verlasse mit einem schlimmen Bauchgefühl die Kneipe. Dass Papa nach Hause kommt, schminke ich mir ab. Ich werde allein da sein, wenn der Vermieter vor der Tür steht, um uns rauszuwerfen. Nach dem Gespräch ist selbst mir der Humor vergangen. Ich treffe mich nach der Schule mit Felix in der Stadt und erzähle ihm von meinen Sorgen. Dass ich die ganze Zeit über geheult habe, weil ich absolut verzweifelt bin, sieht er mir anhand der roten Augen an. Als Versuch mich aufzumuntern, gibt er mir das heutige Marmeladensandwich. Ich halte es in den Händen und sehe plötzlich die ganze familiäre Liebe, die ich nie kennenlernen durfte. Prompt heule ich wieder.

„Zur Not ziehst du halt bei mir ein“, sagt Felix.

„Deine Eltern werden sich bedanken“, schluchze ich. „Ihr gebt mir schon so viel und nie kann ich auch nur einen Cent davon zurückzahlen. Ich würde mich in Grund und Boden schämen, würde ich auf eure Kosten wohnen.“

„Du kannst ja aber nichts für deine beschissenen Eltern. Deine Mutter ist nach deiner Geburt abgehauen und dein Alter säuft sich das Hirn raus. Du musst endlich weg von ihm.“

„Nein, dann hat er gar kein Geld mehr.“

„Er versäuft doch alles! Kay, der sorgt nicht mal dafür, dass du was zum Essen hast! Das ist Kindeswohlgefährdung!“

„Willst du jetzt Arzt *und* Staatsanwalt werden?“, frage ich und versuche meine Gefühle wieder in den Griff zu bekommen. Felix gibt mir ein Taschentuch, dass sogleich Bekanntschaft mit meinem Rotz machen darf.

„Ist doch wahr. Meine Eltern wollten schon oft das Jugendamt einschalten, weil sie mitkriegen, wie der dich vernachlässigt.“

„Das dürfen sie nicht! Bitte, Felix! Erzähl ihnen nichts! Ich will mein Zuhause nicht verlieren!“

Ich sehe Felix seine Gedanken regelrecht an: ‚Der hat doch gar kein Zuhause.‘ Auch wenn ich weiß, dass Felix Recht hat, macht es mich wütend, dass er so knallhart urteilt und kein Verständnis für meinen Vater aufbringt. Schließlich ist Papa nicht freiwillig zum Säufer geworden und war sicher überfordert, als Mama abgehauen ist und er allein mit mir dastand. Genauer betrachtet bin ich vielleicht sogar der Grund, weshalb alles in seinem Leben den Bach runtergeht. Vielleicht hätte es mich nie geben sollen.

Der Gedanke lässt mich nicht los. Ich sitze allein in meinem Zimmer, weil ich Felix‘ Einladung, bei ihm zu übernachten, aus Trotz abgelehnt habe. Ich gab vor, mich mit meinem Vater treffen zu wollen, damit wir zusammen eine Lösung finden. Dass Papa wahrscheinlich wieder rotzbesoffen mein Kindergeld auf den Kopf haut, während mir der Magen in der kalten und dunklen Dreckbude knurrt, versuche ich auszublenden. Doch ich fühle mich schrecklich einsam. Ich versuche Papa über den Wirt in der Kneipe anzurufen, muss aber feststellen, dass mein Handyakku leer ist. Zwei Stunden sitze ich noch grübelnd in der Dunkelheit, bevor ich beschließe, Papa zu suchen. Es ist gegen Mitternacht, als ich vor der verschlossenen Kneipentür stehe – von Papa weit und breit keine Spur.

„Kann ich dir helfen?“, fragt mich ein Mann. Ich sehe ihn erschöpft an. Er ist gut gekleidet, sieht regelrecht vornehm in der langen dunklen Jacke und dem blauen Schal aus. Er trägt eine Brille und ist schon etwas betagt.

„Ich...ich suche meinen Papa“, antworte ich und mir schlägt die Einsamkeit voll ins Gesicht. Ich muss mir auf die Lippe beißen, um vor dem Fremden nicht aus Verzweiflung zu heulen. Er scheint zu spüren, dass es mir beschissen geht. Fürsorglich legt er seine Hand an meine Schulter. Er trägt schwarze Lederhandschuhe.

„Es wurde dir sicher beigebracht, nicht mit Fremden mitzugehen, aber ich würde dich ungern so allein hier draußen um diese Uhrzeit zurücklassen. Wollen wir deinen Vater gemeinsam suchen? Vielleicht kann uns die Polizei helfen?“

„Nein“, sage ich erschrocken. „Nicht die Polizei.“

Ich trete einen Schritt zurück, sodass der Fremde seine Hand von meiner Schulter nehmen muss. Wild schüttele ich den Kopf und wirke sicher total irre.

„Nicht die Polizei!“ Ich will auf dem Absatz kehrt machen, aber verheddere mich mit den Füßen. Ich falle der Länge nach hin und knalle mit der Nase auf den Asphalt. Ein stechender Schmerz erfüllt mich. Der noble Mann hilft mir sofort auf.

„Ach herrje, du blutest“, stellt er fest und kramt in der Manteltasche nach einem Taschentuch. Es ist aus Stoff. Ich habe noch nie zuvor ein Stofftaschentuch in echt gesehen. Er hält es mir an die Nase, drückt zu und presst mit seiner anderen Hand meinen Kopf nach unten. Ich kann während der Aktion die Tränen nicht zurückhalten. Kummer und Schmerz geben sich die Hand.

„Wir müssen nicht zur Polizei gehen, wenn du nicht willst“, sagt der Mann.

„Bitte nicht“, schluchze ich und klinge mit der zugehaltenen Nase absolut bescheuert.

„Darf ich dich wenigstens zu einem Arzt bringen, damit wir ausschließen können, dass deine Nase gebrochen ist?“

„Die ist nicht gebrochen. Es hat nicht geknirscht.“

„Du kennst dich ja aus“, sagt der Mann überrascht und lässt mich jetzt selbst das Taschentuch halten. Ich nehme es weg und sehe im Laternenschein mein Blut auf dem braunen Stoff. Es ist weniger, als ich bei dem Schmerz vermutet hätte.

„Hast du dir die Nase schon mal gebrochen?“, fragt der Mann.

Ich nicke zögernd. Dass Papa sie mir mit einem Fußtritt im Vollrausch gebrochen hat, als ich meinen zehnten Geburtstag hatte, verschweige ich. Es war damals meine eigene Schuld. Die Zunge juckte, ich sagte ihm, dass er mir hätte wenigstens ein Stück Kuchen zum Geburtstag schenken können. Es flog die Flasche, dann ich und am Ende traf sein Fuß mein Gesicht. Das Knirschen höre ich heute noch, denke ich an diesen Geburtstag zurück. Ein schiefgesungener Geburtstagssong von meinem Vater wäre eine bessere Erinnerung.

Der Mann wartet, bis meine Nase mit bluten aufhört. Er will etwas sagen, als es plötzlich zu regnen beginnt. Er stellt den Kragen seines Mantels auf und ich erhebe mich vom Boden. Bisher hatte ich gegen die Gebäudewand der Kneipe gelehnt. Beschämt gebe ich dem Mann sein Taschentuch zurück.

„Ich kann es leider nicht waschen. Wir haben weder Wasser noch Strom“, flüstere ich.

„Das ist dann leider nicht zu ändern“, sagt er, faltet es und steckt es in seine Manteltasche. „Dafür kannst du aber etwas anderes für mich tun.“ Ahnungslos hebe ich den Blick und erwarte ein verärgertes Gesicht, weil er wegen mir ein ruiniertes Stofftaschentuch hat. Doch er sieht nicht böse auf mich herab, sondern lächelt mich an und reicht mir einladend seine Hand. „Ich will, dass du mich begleitest. Dich allein, verletzt und frierend im Regen nach Mitternacht in dieser gefährlichen Ecke zurückzulassen, widerstrebt meinem Gewissen.“

„Ich kann auf mich allein aufpassen.“

Er lacht. „Hat man gesehen.“ Überdeutlich fasst er sich an seine Nase und steckt mich irgendwie mit seinem Sarkasmus an. Gegen die Regel, nie mit Fremden mitzugehen, folge ich dem Mann in seine Wohnung.